

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alexander Ziegler
Die Konsequenz

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

18. März 1974

Um zehn Uhr vormittags betrete ich die psychiatrische Klinik Seehügel und melde mich beim Empfangsschalter. Eine ältere, resolute Schwester erkundigt sich, was ich wünsche, und meint abweisend, jetzt sei keine Besuchszeit; ich erkläre ihr, daß ich mit Professor Brenneisen verabredet bin. Die Schwester führt mich über einen Korridor. Hinter einer Fensterfront sitzen ein paar Dutzend Patienten an einem Tisch und nähen Stofftiere. Am Ende des Korridors betreten wir durch eine Milchglastüre, die von der Schwester mit einem Vierkantschlüssel geöffnet wird, den Verwaltungstrakt, wo sich ein Büro an das andere reiht. Ich vernehme Schreibmaschinengeklapper und Stimmen. Ganz vorn eine Wandinschrift aus dunklen Metallbuchstaben: *Alea iacta est*, darüber eine elektrische Uhr, gleichsam als Sinnbild für die unbeirrbar betriebene Betriebsamkeit des Verwaltungsapparates, wo pausenlos Patienten registriert, nach Krankheitsgrad eingestuft und den verschiedenen Stationen zugeteilt werden.

Professor Dr. med. Isidor Brenneisen, Privatdozent für Psychiatrie und seit Jahrzehnten Leiter der Klinik Seehügel, empfängt mich am Schreibtisch in seinem Sprechzimmer, das sich mit dem Büro eines Konzernvorsitzenden vergleichen läßt, so feudal eingerichtet, so geräumig ist es.

Brenneisens schwächliche Gestalt, seine feingliedrigen, fast durchsichtigen Hände und das längliche, schmale Gesicht haben etwas Asketisches, doch seine gesunde Hautfarbe verrät mir, daß der Psychiater sich oft im Freien aufhält. Die Tatsache, daß er keinen weißen Mantel, sondern eine braunkarierte Sportjacke und einen hellen Rollkragenpull-over trägt, scheint die Kluft zwischen Arzt und Besucher auf fast zufällige Weise zu überbrücken. Mit einer Handbewegung bittet er mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Ein junges Mädchen bringt Kaffee und Konfekt, dann sind wir allein. Ich entdecke auf dem Schreibtisch eine winzige Guillotine aus Holz, die dem Professor als Aschenbecher dient.

«Sie kennen einen jungen Mann namens Thomas Manzoni?» beginnt Brenneisen, während er mir Kaffee einschenkt.

Ich antworte: «Thomas Manzoni ist mein Freund», obwohl ich noch nicht weiß, weshalb der Professor mich hergebeten hat.

«Aha», sagt Brenneisen und rührt behutsam mit dem Kaffeelöffel in seiner Tasse. «Ihr Freund wurde nach einem Selbstmordversuch bei uns eingeliefert.»

«Wann?»

«Vorgestern abend.»

Ich spüre, wie der Professor mich aufmerksam beobachtet, als wolle er meine Reaktion testen und so etwas über die Hintergründe meiner Beziehung zu Thomas Manzoni erfahren.

«Wie ist es passiert?» erkundige ich mich.

Brenneisen lehnt sich in seinem Sessel zurück, er

scheint über etwas nachzudenken, dann sagt er unvermittelt: «Er hat ein Ruderboot gemietet und ist damit auf den See hinausgefahren. Dort hat er eine Packung Valium geschluckt und gewartet, bis er genügend beduselt war, um ins Wasser zu springen. Zwei junge Männer, die mit ihrem Segelboot an ihm vorbeifuhren, haben ihn beobachtet. Sie haben ihn aus dem Wasser gefischt und der Seepolizei übergeben, und die hat ihn zu uns in die Klinik gebracht.»

Der Professor macht eine Pause, dann fragt er: «Wissen Sie, warum sich Ihr Freund das Leben nehmen wollte?»

«Am besten, Sie fragen ihn selbst.»

Brenneisen spielt mit seiner Guillotine. «Wir kriegen kein Wort aus ihm heraus. Mit Mühe und Not haben wir von ihm Ihren Namen erfahren.»

«Kann ich mit ihm sprechen?»

Der Professor schüttelt den Kopf. «Er ist im Moment nicht ansprechbar. Er muß zuerst einmal von allem Abstand gewinnen und zu sich selber zurückfinden, deshalb lassen wir ihn eine Schlafkur machen.»

«Wie lange wird das dauern?»

«Zwei bis drei Wochen. Kommt ganz darauf an, wie er sich fühlt und was wir in der Zwischenzeit über die Hintergründe, die zu seinem Suizidversuch geführt haben, in Erfahrung bringen können. Wann haben Sie Ihren Freund zum letzten Mal gesehen?»

«Am Freitag.»

«Und? Ist Ihnen nichts an ihm aufgefallen?»

Er merkt, daß es mir schwerfällt, zu reden.

«Ich bin auf Ihre Mithilfe angewiesen», meint er väterlich und blickt mir dabei ins Gesicht. Dann stellt er immer neue Fragen; er will wissen, wo ich Thomas Manzoni kennengelernt habe und ob er bereits früher einen Selbstmordversuch unternommen hat, aber ich kann ihm, zumindest im Moment, darauf nicht antworten. Ich spüre, wie er die Geduld verliert. «Haben Sie denn überhaupt kein Vertrauen zu mir?» fährt er mich an und fügt, eine Spur freundlicher, hinzu: «Sie tun es nicht für mich, Sie tun es für Ihren Freund, ich will ihm nur helfen.»

«Das ist eine lange Geschichte», sage ich.

Brenneisen schüttelt den Kopf. «So kommen wir nicht weiter», meint er dann und steht auf. «Sie gehören wohl auch zu denen, die in einer psychiatrischen Klinik noch immer ein Irrenhaus sehen. In diesem Haus hier gibt es dreihundert Patienten, die alle krank sind und ärztliche Hilfe brauchen, doch die meisten von ihnen kehren eines Tages zu ihren Familien zurück. Das ist aber nur möglich, wenn sie zu uns Ärzten Vertrauen haben.»

Wir fahren mit dem Lift in die 4. Etage zur Station D, auf der die langjährigen und unheilbaren Patienten untergebracht sind. Hier sieht es fast wohnlich aus. Die Zimmer sind unverschlossen, überall an den grügestrichenen Wänden hängen Bilder. Ohne ein Wort zu sagen, führt mich der Professor durch die Abteilung. Vor dem Aufenthaltsraum, in dem ein paar Männer Billard spielen, steht ein großgewachsener, kräftiger Pfleger, der dem Professor ehrfürchtig zunickt. «Tag, Finsterwald», sagt Brenneisen und klopft an eine Tür, die, im Gegen-

satz zu den anderen Türen, kein Namensschild trägt. Ohne eine Antwort abzuwarten, betreten wir das enge, düstere Zimmer, in welches sich kaum je etwas Sonne verirrt. Unter dem Fenster ein kleiner Tisch, an dem ein Mann sitzt, der bei unserem Eintreten kaum aufsieht. Er könnte vierzig, ebensogut aber auch siebzig sein, und er hat ein bleiches, eingefallenes Gesicht mit stumpfen Augen, die keinerlei Gemütsbewegung mehr auszudrücken vermögen. Sein graues, kurzgeschorenes Haar, das an den Stirneckten schon kahle Stellen aufweist, sowie die hagere, vornübergebeugte Gestalt verleihen ihm das Aussehen eines Galeerensträflings. Auch als der Professor ihn anspricht, «Tag, Iwan» zu ihm sagt, blickt er nicht auf. In seiner rechten Hand hält er einen Kugelschreiber, mit dem er große, kantige Eintragungen in ein Schulheft macht: SAUSTAAT, SAUSTAAT, SAUSTAAT. Nur dieses eine Wort, Zeile für Zeile, Seite für Seite, Heft für Heft: SAUSTAAT, SAUSTAAT, SAUSTAAT.

«Mach's gut, Iwan», sagt der Professor, dann verlassen wir das Zimmer. Auf dem Flur bleibt Brenneisen stehen. «Haben Sie bemerkt, was der Mann geschrieben hat?»

Ich nicke.

«Dann passen Sie jetzt gut auf.» Während wir auf den Fahrstuhl warten, beginnt der Professor mir die Geschichte des Mannes zu erzählen, dessen Lebensinhalt darin besteht, das Wort SAUSTAAT in ein Schulheft zu schreiben.

«In Wirklichkeit heißt der Patient Alfons Schaufelberger. Hier in der Klinik Seehügel gab man ihm den Spitznamen «Iwan der Schreckliche», weil er

die Fähigkeit besitzt, sich beim Personal und den Mitpatienten gleichermaßen unbeliebt zu machen. In den fünfziger Jahren war er ein erfolgreicher Architekt, er baute Opernhäuser und Museen und galt auf seinem Gebiet als Kapazität. Dann kam bei einer Bergwanderung seine Frau ums Leben, sie stürzte in einen Abgrund, und man verdächtigte ihn, sie hinuntergestoßen zu haben. Er bestritt die Tat, doch die Verdachtsmomente waren zu stark; man stellte ihn vor Gericht und verurteilte ihn zu fünfzehn Jahren Freiheitsentzug.»

Wir gehen in Brenneisens Büro zurück. Er bittet mich erneut, Platz zu nehmen, dann fährt er, in belanglosem Plauderton, mit seiner Schilderung fort.

«Schaufelberger kam ins Gefängnis und beteuerte von dort aus weiterhin seine Unschuld, aber niemand glaubte ihm. Er schrieb seitenlange Eingaben an Behörden, Bittbriefe und Gesuche an Regierungsoberhäupter, er wandte sich an die Liga für Menschenrechte und an den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg, er appellierte an Amnesty International und beschwerte sich beim Bundesrat, doch alle Mühe war umsonst: Das Urteil des Gerichts hatte Schaufelberger zum Mörder gemacht, folglich war er ein Mörder und blieb im Gefängnis. Unermüdlich, als hoffe er auf ein Wunder, schrieb er Beschwerden, die man längst nicht mehr weiterleitete, weil man ihn für einen Querulanten hielt, der gegen die Gesetze eines Rechtsstaates Amok lief. Als er auf seine zahllosen Briefe keine Antwort erhielt, wurde er immer stiller und eigenwilliger, bis er eines Tages, anscheinend grundlos, seinem Wärter das Genick

brach, indem er ihn über die Gefängnisgalerie stieß. Nun wurde Schaufelberger erst recht als gemeingefährlich qualifiziert, und schließlich stellten die Behörden den Antrag, ihn in einer Heil- und Pflegeanstalt zu internieren.»

Der Professor fährt mit der Hand über den Schreibtisch, als wolle er etwas wegwischen, dann sagt er: «Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende, sie hat noch ein kleines Nachspiel. Im Jahre 1968 gab ein Weinhändler aus dem Elsaß nach einem Autounfall zu Protokoll, er sei der Geliebte von Edith Schaufelberger gewesen, und diese habe ihm seinerzeit in einem Abschiedsbrief mitgeteilt, sie werde sich das Leben nehmen, weil sich ihr Mann nicht von ihr scheiden lassen wolle. Aus Furcht, in die Sache hineingezogen zu werden, hielt der Weinhändler diesen Abschiedsbrief, das einzige wirklich beweiskräftige Indiz, das Schaufelberger hätte entlasten können, jahrelang geheim und nahm damit in Kauf, daß ein Unschuldiger ins Zuchthaus mußte. Was half es, daß Alfons Schaufelberger in einem Revisionsverfahren von Schuld und Strafe freigesprochen wurde? Zu diesem Zeitpunkt war er längst ‹Iwan der Schreckliche›, ein Beladener, der seit zehn Jahren das Wort SAU-STAAT in sein Notizheft schreibt, geistig umnachtet, ein hoffnungsloser Fall.»

Brenneisen hält inne und steckt sich eine Zigarette an, dann meint er gelassen: «Ich wollte Ihnen damit nur sagen, daß es im Leben Situationen gibt, in denen es sehr gefährlich sein kann, zu schweigen.» Ich schlage dem Professor vor, alles, was ich über Thomas Manzoni weiß, auf Tonband zu sprechen,

worauf Brenneisen meint: «Wenn Sie mir die Wahrheit sagen, wird Ihr Freund vielleicht schon in ein paar Monaten die Klinik verlassen können.» Ich verspreche ihm, die Wahrheit zu sagen.

Erstes Band

Ich muß, bevor ich auf meine erste Begegnung mit Thomas Manzoni zu sprechen komme, in die Strafanstalt Gnomenau zurückblenden, wo ich mich von Mitte Januar bis Ende Juni 1967 in Untersuchungshaft befand. Ohne die menschenunwürdigen Zustände in dieser Anstalt, die bei den mittelalterlichen sanitären Zelleneinrichtungen – dem berüchtigten Fäkalieneimer und dem dürftigen Wasserkrug für die tägliche Körperpflege – begannen und bei den gezielten Schikanen des Personals noch lange nicht aufhörten, wäre ich wohl kaum in ein anderes Gefängnis versetzt worden und hätte auch den Menschen, der mein künftiges Leben, meine ganze Zukunft beeinflussen sollte, nicht kennengelernt.

Artikel 37 unseres Strafgesetzbuches schreibt vor: *«Der Vollzug der Zuchthaus- und der Gefängnisstrafe soll erziehend auf den Gefangenen einwirken und ihn auf den Wiedereintritt in das bürgerliche Leben vorbereiten.»*

In der Gnomenau wurde ich ein halbes Jahr in Einzelhaft gehalten, weil man bei Sittlichkeitsverbrechen, zu denen ich gehörte, die strengsten Haftbedingungen anwandte. Ich faltete Papiertüten

für ein Delikatessengeschäft oder verpackte acht bis zehn Stunden am Tag Probefläschchen des neu auf den Markt gekommenen Badezusatzes «Softy-Flesh». Selbstverständlich wurde ich dafür entlohnt. So wurden meinem Konto pro Arbeitstag Fr. 1.50 gutgeschrieben. Über ein Drittel dieses Betrags konnte ich bei gutem Verhalten verfügen und damit Toilettenartikel und Tabak kaufen. Die restlichen zwei Drittel kamen auf ein Sperrkonto, das mir nach verbüßter Strafe den Start in die Freiheit erleichtern sollte.

In der Praxis sieht das etwa so aus: Wer eine zwölfmonatige Freiheitsstrafe absitzen muß, bekommt, falls er ein Jahr lang sechs Tage in der Woche arbeitet (Krankheitsausfälle werden nicht bezahlt), zum Zeitpunkt der Entlassung genau Fr. 312.– ausbezahlt, von denen man ihm gegebenenfalls noch unvorhergesehene Ausgaben (z. B. die Kosten für eine zahnärztliche Behandlung oder für die Behebung von Schäden am Zellenmobiliar) sowie den obligatorischen Jahresbeitrag von Fr. 45.– an die staatliche Rentenversicherung abziehen kann. Während vor wenigen Jahren einzelne Strafgefangene noch völlig mittellos aus der Haft entlassen wurden, bestimmt ein neugeschaffenes und als fortschrittlich bezeichnetes Reglement, daß kein Häftling ohne ein Startgeld von mindestens Fr. 50.– das Gefängnis verlassen darf.

Ich denke dabei an den 21jährigen Peter Caduff, der an seinem Arbeitsplatz, einem großen Warenhaus, eine Skiausrüstung gestohlen hatte, weil sein Monatsgehalt von rund tausend Franken, mit dem er auch noch seine verwitwete Mutter unterstützen

mußte, zur Anschaffung von Luxusgegenständen einfach nicht ausreichte. Also stahl er ein Paar Ski und wurde zu fünf Monaten ohne Bewährung verurteilt, weil er als Jugendlicher bereits einmal beim Diebstahl eines Füllhalters ertappt worden war. Im Frühjahr 1967 wurde er mit einem Startgeld von Fr. 62.90 aus der Strafanstalt Gnomenau entlassen, acht Tage später war er wieder da: Er hatte, um seinem Nachholbedarf an Luxus einigermaßen gerecht zu werden – fünf Monate Haft wecken sehr menschliche Bedürfnisse –, einen Zigarettenautomaten geknackt und wurde diesmal (denn jetzt war er ein sogenannter Rückfalltäter) gleich mit zwölf Monaten Freiheitsentzug bestraft. Und der winzige Zeitungsbericht in der Spalte «Aus dem Gerichtssaal» trug die Überschrift «Schon wieder rückfällig». Die Tatsache, daß in diesem Fall eine Wiedereingliederung allein schon der mangelnden finanziellen Mittel wegen nicht möglich gewesen war, wurde mit keinem Wort erwähnt. Der Angeklagte erlaubte sich zwar, das Gericht zu fragen, wie er mit Fr. 62.90 die erste Monatsmiete für sein Zimmer, die dringend notwendigen Kleider sowie die täglichen Ausgaben für sein Essen hätte bezahlen sollen, doch man wertete seinen Rechtfertigungsversuch, wie dies in unseren Gerichtssälen üblich ist, als Ausrede und obendrein als Arroganz. Vom Angeklagten darf man erwarten, daß er devot und einsichtig ist, er hat keine Fragen zu stellen, sondern nur zu antworten, wenn die Herren da vorn auf ihrem Podium, das nicht zufällig erhöht ist, etwas von ihm wissen wollen. Der Mindestansatz des Entlassungsgeldes in Höhe